

Zeitschrift: Bauen, Wohnen, Leben
Herausgeber: Bauen, Wohnen, Leben
Band: - (1955)
Heft: 21

Artikel: Zürich - wie es euch gefällt
Autor: Ott, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-651090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

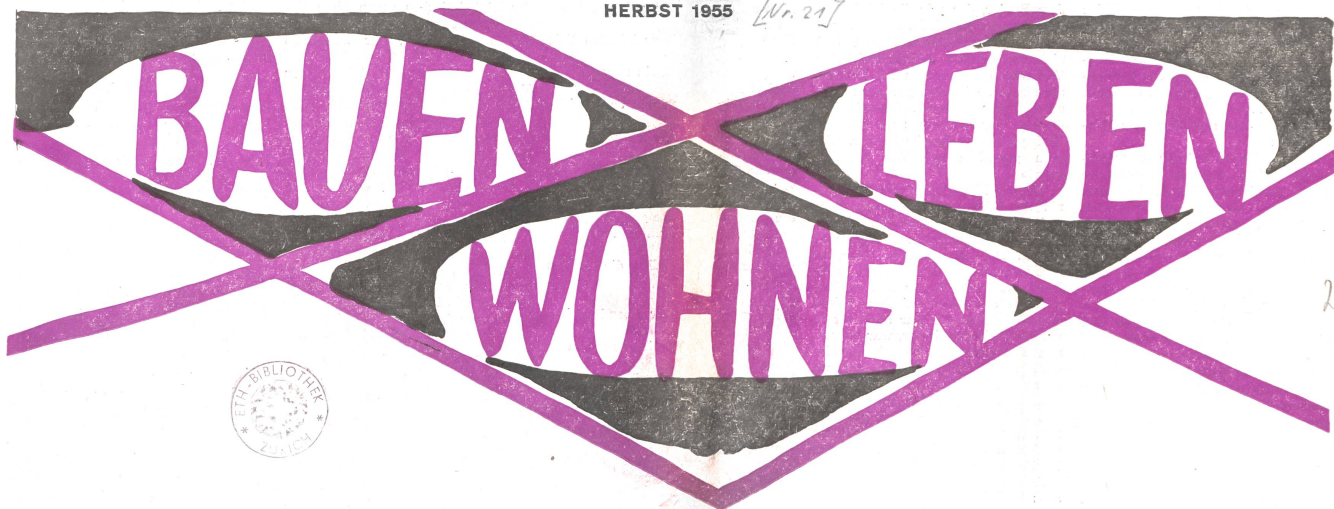
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gottfried Keller: *Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Ueberfluß der Welt*



Ernst Morgenthaler: Der Arbeitslose, 1939. Bild in der Sammlung des Kunsthhauses Zürich. «Malen heißt Ordnung schaffen, eine kleine Welt erzeugen, in der sich alles einem Willen zur Harmonie unterordnet» — so lautet das Bekenntnis E. Morgenthalers, der am 11. Dezember 1887 in Uesenbach im Emmentaler geboren, im Frühling 1914 als Schüler zu Cuno Amiet auf die Oschwand stieg, 1932 zum Präsidenten der Eidg. Kunstkommission berufen und am 5. Oktober 1952 mit dem Kunstpreis der Stadt Zürich geehrt wurde. Dr. J. J. Wyß skizziert das gründigste Wesen des impulsiven Malers zutreffend: Die künftige Bereitschaft, die Offenbarung flüchtiger Momente in der Natur zu erfassen, bedeutet auch Offenheit für soziale Aspekte des Augenblickes. E. Morgenthaler ist ein Freund der Armen. Waren nur die Zeichnungen und Radierungen der Frühzeit: «Erfrorener Landstreicher», «Verstümmelte Männer», «Bettler auf der Parkbank», so dürfte der Tiefenpsychologe allenfalls sagen, Melancholie und Trostlosigkeit einer ausgewogenen Existenz hätten einst dem Künstler den Stift geführt. Es handelt sich aber weder um verdrängte Jugenderlebnisse noch um billiges Mitleid anderer, zum Beispiel in «Bettlern», «Arbeitslosen», «Drittklassenteil», in verschiedenen Fassungen, «Auswanderern», «Trauerhaus», sondern es geht darum, in den abgeklärten Zügen den Reichtum des eigenen Herzens zu sehen und eigene Menschlichkeit auf ihrem Antlitz leuchten zu lassen. Geradezu wie in seinen Furchen der Emmentaler Acker, liegt auch das Werk E. Morgenthalers vor uns, ein Quell materiellen das eine, ein Quell geistigen Reichtums das andere. Wandbilder von starker, spontaner und kraftvoller Wirkung schuf E. Morgenthaler für die G. Fischer AG, Schaffhausen, die Zellulosefabrik Attisholz, die Escher-Wyß AG., Zürich, und das Muralteigut der Stadt Zürich.

Zürich — wie es euch gefällt

Zürich — wie es euch gefällt, ja das dürfen wir, ja das müssen wir zum Motto dieser herbstlichen Betrachtung machen. Zürich gefällt auf verschiedene Art und mißfällt auf ebenso verschiedene Art.

Es ist ein großes Verdienst von Adolf Guggenbühl, der zurzeit im Radio einige ausgezeichnet passende, mundartlich sauber formulierte Anstandsregeln für die Gegenwartsmenschen vermittelt, daß er die Diskussion über Zürcher Lebensart wieder stark aktiviert hat. Wie Max Frisch, ruft auch Adolf Guggenbühl «Achtung!» Aber er ruft nicht: «Achtung Schweiz!», er ruft «Achtung Zürich!» Das Echo wird nicht ausbleiben!

Also, Adolf Guggenbühl tritt nicht nur als smarter und erfolgreicher Schweizer Knigge 1955 auf. Er predigt auch als Kapuziner. Diesmal tut er's, wieder recht forsch und recht hartnäckig, im Septemberheft seines «Schweizer Spiegels». Seine Predigt trägt den Filmbreitwandtitel «Wie man aus Zürichern Zürcher macht». Schon im dritten Abschnitt dieser Kapuzineriade geht er in medias res mitten hinein in die Lebensproblematik der Stadt Zürich. Er schreibt: «Ich möchte nicht so weit gehen und behaupten, auch die Stadt Zürich sei krank. Aber irgend etwas ist mit ihr nicht in Ordnung. Die seelische Struktur ist nicht so, wie sie sein sollte. Fast alle, die hier leben, haben diese lebensstüchtige, fleißige und großzügige Stadt gern. Trotzdem will es allzu vielen nicht gelingen, zu ihr eine richtige Beziehung zu finden.»

Hat Adolf Guggenbühl hier recht? Hat er nicht recht? Das ist die Frage. Wir sagen: ja und nein.

Es wird nützlich sein und auch gut, daß wir, getreu dem Titel dieser Betrachtung und getreu der Anweisung Probstes in Shakespeares «Wie es euch gefällt», Konfrontationen vornehmen und dabei den Zauberspruch «Wenn» anwenden.

In seiner tief lebensweisen Auseinandersetzung mit dem wunderlichen Melancholiker Jacques (der in der gegenwärtigen Lindberg-Otto-Inszenierung im Schauspielhaus Zürich von Peter Lühr feinnervig symbolisiert wird) erklärt (Helmuth Ebbe) Probst ein sinnreich:

«O Herr, wir streiten wie gedruckt nach dem Buch, so wie man Sittenbüchlein hat. Ich will euch die Grade aufzählen. Der erste der «höfliche Bescheid»; der zweite der «feine Stiche»; der dritte die «grobe Erwidderung»; der vierte die «beherzte Abfertigung»; der fünfte der «trot-

zige Widerspruch»; der sechste die «Lüge unter Bedingung»; der siebente die «offenbare Lüge». Aus allen diesen könnt ihr euch herausziehen, außer der «offenbaren Lüge» und aus der sogar mit einem bloßen «Wenn». Ich habe erlebt, daß sieben Richter einen Streit nicht ausgleichen konnten, aber wie die Parteien zusammenkamen, fiel dem einen nur ein «Wenn» ein; zum Beispiel: «Wenn Ihr so sagt, so sage ich so», und sie schüttelten sich die Hände und machten Bruderschaft. Das «Wenn» ist der wahre Friedensstifter; ungemeine Kraft in dem «Wenn».

Ja, so ist's auch mit der Betrachtung des Lebens in der Stadt Zürich. Es kommt sehr darauf an, «wie es euch gefällt», wie wir es aufnehmen, wie wir es betrachten und wem wir fragen.

Wenn wir Hermann Hiltbrunner, Literaturpreisträger der Stadt Zürich für das Jahr 1941, konsultieren, so sagt er in seinem Essay «Das landschaftliche und menschliche Antlitz Zürichs» (Zürich, Geschichte, Kultur, Wirtschaft; 1933, Fretz) erstens:

«Zürich versteht alle Sprachen der Welt, ohne die eigene aufzugeben, beweist allem ein wohlwollendes Entgegenkommen, ohne seinen geistigen Ort zu verlassen. Zürich gibt, was es hat, ohne sich aufzugeben. Die Form seiner Zustimmung, auch zum Fernsten und Fremdesten, ist Zusage ohne Jasagen, ist Verstehen ohne Mitgehen — also Duldung, wohlwollende Neutralität, Enthaltung, aber nicht Urteilenhaltung. Trotz ihrer Farbbarkeit und geistigen Vielsprachigkeit bleibt die Atmosphäre der Stadt eindeutig, trotz ihrer Eindeutigkeit



Maria Becker in «Jeanne d'Arc» von A. Honegger (Kunstpreisträger der Stadt Zürich 1946).

bleibt die Stadt anpassungsfähig: dank ihrer restlosen Anpassbarkeit und den versagenden Anpassungsfähigkeit ist sie ein Beispiel vollkommener Harmonie und deren lieblichster, schmetterlingsschönes Geschöpf geworden . . .

Und zweitens sagt Hermann Hiltbrunner:

«Was größeren Städten etwa nachgesagt wird, daß sie menschliche Tiefe veroberflächlichen, kosmisch gerichtetes Gemüt gesellschaftlich verflachen, gilt für Zürich nicht. Schaffende Größe vermag, wenn sie will, in Zürich noch abseits zu wohnen, findet hier noch immer die notwendige Einsamkeit; eine Konfrontation mit der Öffentlichkeit ist nicht Gesetz, ein Konflikt mit ihr, eine Reibung an ihr nicht unumgänglich. Wo aber von einer tatsächlichen Beeinflussung die Rede sein kann, beruht sie nicht in einer Verflachung, sondern höchstens in einer Harmonisierung menschlicher Größe: denn Zürich gießt Milde und Versöhnung, vermittelnden Einklang aus über alle Kreatur. Zürich, wenn es das Schöpferische beeinflusst, harmonisiert dieses und macht im Laufe der Jahre wahrscheinlich und angepaßt, was überstiegen oder gewaltsam und erzwungen ist.»

Wenn wir Thomas Mann fragen, so schenkt er uns mit seinem Brief für das im Verlag Oprecht erschienene Zürich-Buch (mit der Einführung von Prof. Jean R. von Salis) folgendes Bekenntnis:

«Die liebe Züristadt! Hier ist sie wieder einmal in wohlgefühlt, künstlerisch trefflich ausgeführten Ansichten ihrer Schönheiten und Traulichkeiten, »Angefangen an trautem Ort«, schrieb ich meiner Frau in das Buch »Lotte in Weimar«, aus dem ich 1938 im Schauspielhaus zum Abschied vorlas, und das ich in Amerika beendete. Fünfzehn Jahre habe ich in der komfortablen Weite jenes Landes gelebt und bin sein Bürger geworden. Aber merkwürdig! Je länger ich dort war, desto bewußter wurde ich mir meines Europäertums, und immer dringlicher, fast ängstlich, wurde der Wunsch nach rechtzeitiger Heimkehr zur alten Erde.

Wenn ich aber »Europa« dachte und sagte, so meinte ich immer die Schweiz, genauer: den trauten Ort, den ich von früh an geliebt hatte, und in dessen Schutz ich fünf Jahre lang glücklich tätig gewesen war. Ich meinte Zürich – und so bin ich denn wieder da, wieder unter den alten Freunden, von denen nur leider mancher schon ins Ewige entschwand. Wieder blieben meine Fenster auf der See, seine abendlich funkelnden Hügelufer und die »türmende Ferne«. Der Föhnsturm fegt, er geht auf die Nerven, aber auch das gehört zur »Trautheit«, und ich lächle zufrieden. »Verbringung des Lebensabends und literarische Betätigung« heißt es amtlich als Zweck meines Aufenthaltes in

dem Papier, das mir die Niederlassung (gleich die Niederlassung!) gewährt. Literarische Tätigkeit und nicht so einfach daumendrehendes Vor dem Hause sitzen im Lebensabende ist also geradezu Vorschrift. Nun, auch mit diesen Zeilen, diesem Vor-Wörtlein zum Zürcher Bilder-Album gehöre ich ihr. Wie gern geschieht es! Wie herzlich gern!

Thomas Mann hat dieses Bekenntnis im Jahre 1953 abgelegt. Sein Brief ist keine platonische Liebeserklärung, kein bloßer literarischer Wisch. Der Autor der »Buddenbrooks« und des »Hochstaplers Felix Krull« lebte nicht nur still zurückgezogen an den idyllischen Ufern des Zürichsees. Er war auch oft in der Stadt, lebte mit ihr, war bei seinen Freunden auf Besuch, saß im Café, und natürlich im Theater, wo er aber nicht nur vorlas und sich feiern ließ. Ungeniert konnte man ihm diskutieren, ihm opponieren, er hatte auch Kontakt mit den einfachen Leuten, mit der Zürcher Bevölkerung; ihm gefiel Zürich.

Adolf Guggenbühl ruft energisch aus: »Zürich ist kein Schmelztiegel«, und erklärt: »Ich will nicht behaupten, daß ich mich in Zürich fremd fühle. Ich merke aber, daß ich nicht hundertprozentig assimiliert bin, nicht so wie jene Zürcher, deren Vorfahren schon im 18. Jahrhundert oder noch früher einwanderten.«

Zwei Jahrzehnte vor diesem Urteilsspruch schrieb der Berner Hermann Hiltbrunner: »Ein Einfluß Zürichs aber ist gewiß und ist hervorzuheben: Die meisten jener Hergezeiten und Heimatsuchenden, denen diese offenerherge, freimütige Stadt Heim und Herd verliehen hat, unterliegen der Suggestion von Landschaft und Menschen in der Weise, daß sie in kurzer Zeit irgendwie Zürcher werden, Zugezogene verfallt dieser Stadt, Fremde naturalisieren sich buchstäblich, es fällt ihnen leicht und sie bleiben der Stadt treuer als Autochthonen; für sie ist Zürich die Stadt, in die man immer wieder zurückkommen muß, wenn man einmal in ihr gewohnt hat.«

Wer hat nun hier recht? Adolf Guggenbühl oder Hermann Hiltbrunner? Und wie sieht die Schmelztiegelfrage aus, wenn wir den Gedichtband »Um uns die Fremde« von Max Hermann-Neisse (Verlag Oprecht) aufschlagen und die tieferlebten Verse »Erinnerung an Zürich« lesen:

«Wie damals uns die Tage mehr beglückten: vom Frühlingshügel grüßten wir den See, die Kinder friedlich Osterblumen pflücken, und fern erglänzte der Gebirge Schnee, die Wirtin brachte morgens Festgeschenke,

dann saßen wir an dem besonnenen Strand – wenn ich jetzt dieser leichten Zeit gedenke, wird mir verhaßt mein neues Herbergsland. Einträchtig gingen wir des Waldes Pfade, die Hasen spielten, ein Fasan erschrak, als abermals das grüne Gestade vor meinem Blicke paradiesisch lag, die Ostersonne rötete die Ränder, die Boote zogen ihre goldne Spur, es flatterten die bunten Fahnenbänder, und die der Möwenflug die Kurven fuhr.

Wie freundlich jeder Abend mich betraute: die Schänkestube wärmte meine Rast, bald war ich der Gemütlichkeit der Leute ein wohlbekannter, stiller Lesegast, die Kellnerin besprach mit mir die Zeiten, der Wirtshund schmiegte sich an meine Knie, den Heimweg nachts in Ufer einsamkeiten umsang der Wellen Schlummermelodie.

Dann lag ich noch so manche gute Weile im Dunkel wunschlos wach und war getrost: das ganze Leben hatte keine Eile. Zuletzt hat mich ein Kinderschlaf liebkost. Es ängsteten mich keine bösen Träume, und jeder Morgen kam verliebt zurück. Die beinah heimatisch vertrauten Räume behüteten ein stetes Frühlingsglück.

Wie damals noch das Leben mich verwöhnte, und wie es mich jetzt arm und furchtsam macht! Was dort mit meinem Dasein mich versöhnte, hat jetzt mir Unglück und Gefahr gebracht. Dort sprachen Wasser, Menschen, Gärten, Gassen mit einer Sprache, die mein Herz verstand. Jetzt welk ich, mir verbittert und verlassen in gastlichem, doch grausam fremdem Land.»

Ist das nicht ergreifend? Bedürfen diese Verse eines Kommentars? Ist das kein hundertprozentiger Lebensbeweis gegen Adolf Guggenbühls Behauptung, Zürich sei kein Schmelztiegel?

Gewiß, auch Max Hermann-Neisse wurde einmal vertrieben aus Zürich. Eine Schande war's. Eine Schande bleibt's. Aber Max Hermann-Neisse und auch seine Mitbetroffenen wußten, daß ein Teil der Politiker und

der Einheimischen gegen diese Unduldsamkeit kämpften und, soweit dies möglich war, für Dauerasyl sorgten.

Thomas Mann bezeugt in seinem Vorwort zu »Um uns die Fremde«, daß die Stadtlandschaft Zürich »viel leicht mit so schmerzlich inniger Empfänglichkeit für ihre Reize, so dankbar immer wieder anhebendem Fleiß noch niemals geschildert und gefeiert worden ist.« »Ach es hat ihn«, so schrieb Thomas Mann, »wie heute die Leute schon sind, auch wohl nicht lange in seinen Mauern geduldet, hat den Flüchtling wohl gemahnt, sich gefälligst weiter zu heben. Aber er trägt's ihm nicht nach, er singt sein Lob.« Mit neun Gedichten besang der dichterisch begnadete vertriebene Flüchtling Zürich! Trotz alledem und alledem.

*

Genügen die drei zitierten Autoren als Zeugen dafür, daß Zürich auch freundlich sein und Eis zum Schmelzen bringen kann – wenn, ja wenn es umschmelzen will? Liegt nicht gerade darin, daß Zürich den Fremden nicht wie Ibsens Knopfgießer in »Peer Gynt« zuruft: »Du mußt umgeschmolzen werden«, eine spezifische Toleranz und Freundlichkeit?

Dringt Adolf Guggenbühl, der natürlich einwenden wird, es komme ihm darauf an, vor allem die Zürcher zu Zürchern zu machen, darauf, daß wir die Vox Turicensis aufrufen? Sollen wir noch zu der von der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten herausgegebenen Anthologie »Zürcher Lyrk« greifen?

Sollen wir die Literatur- und Kunstpreisträger der Stadt Zürich aufrufen und um ihr Urteil bitten? Sollen wir die Literaturpreisträger C. G. Jung (1932), Felix Moeschlin (1935), Maria Waser (1938), Robert Faesi (1945), Traugott Vogel (1948) und Fritz Ernst (1951) anfragen – nachdem wir H. Hiltbrunner bereits zitierten? Sollen wir die Kunstpreisträger fragen? Auch hier gibt es bereits eine stattliche Reihe.

Hermann Haller (1949) und Willy Burkhard (1950) haben zwar Limatathen bereits verlassen. Beide hatten eine große Gemeinde in unserer Stadt. Darum wäre es interessant, einen Reporter in den Olymp zu schicken, um sie über den »Schmelztiegel« zu befragen. Othmar Schoeck (1943), Hermann Hubacher (1944), Arthur Honegger (1946), Paul Bodmer (1947), Ernst Morgensthaler (1952), Paul Müller (1953) und Helen Dahm (1954) sind aber auch zuständig, auch sie könnten interviewt werden.

Wenn wir sozusagen »Alles in allem« nehmen wollten, so müßten wir auch die Kandidaten für den Literaturpreis 1955 befragen und schließlich die Kernfrage stellen, ob es sich hier nicht um ein Stück der Kultur-

und Gemeinschaftskrise handle. Aber wir wollen hier weder so weit ausholen und schon gar nicht von Krise reden. Wir haben ja bereits festgestellt, daß wir zur Guggenbühnschen Kapuzinerpredigt ja und nein sagen. Wir sagen sogar zu vielen Punkten ja.

Wir sagen ja, wenn er sagt, die Zürcher seien grob. Tatsächlich: das sind sie! Wir sagen ja, wenn er feststellt »Ein anderes Hindernis für die Erhaltung des zürcherischen Geistes bildeten die Ausländer.« Wir sagen ja, wenn er erklärt: »Viele der Berner, die sich in Zürich niederließen, waren als Künstler, Schriftsteller oder Politiker sehr erfolgreich. Ihre Anwesenheit war für Zürich bestimmt ein Gewinn; aber begreiflicherweise waren sie keine Förderer zürcherischer Eigenart, auch dann nicht, wenn sie zu den höchsten Aemtern aufstiegen.«

Adolf Guggenbühl hat hundertprozentig recht, wenn er erklärt: »Kulturpflege kann nur wirksam sein, wenn sich ihrer auch die Politiker annehmen.« Er hat ebenso recht, wenn er feststellt: »Wenn sich in einem lebenskräftigen Organismus eine Krankheit ausbreitet, dann werden auch die Heilungskräfte wach.« Und die Diagnose ist richtig, wenn er Kulturpolitik als Heilmittel empfiehlt!

Mit besonderer Genugtuung erfüllt uns, daß der »Schweizer Spiegel« die »Erstellung eines monumentalen öffentlichen Gebäudes« fordert. Wir hegen und pflegen diese Idee bei den Behörden seit Jahren PD. Dr. E. J. Walter hat dieses Postulat bei der letzten Geschäftsberichtsdebatte im Gemeinderat öffentlich begründet. Großartig, was Adolf Guggenbühl diebezüglich schreibt: »Man sollte in Zürich den Mut haben, während der jetzigen Wirtschaftsblüte wieder einmal ein monumentales öffentliches Gebäude zu erstellen, das nicht nur Zweckbau, sondern künstlerisches Monument ist, Wahrzeichen und Symbol dieser Stadt.«

Weil wir, soweit es sich nur um das »Stadttheater« dreht, (bezüglich des Schauspielhauses sind wir geteilter Ansicht, was wir mit der Seite 3 dokumentieren), mit Guggenbühl einig sind, daß es sich hier um eine »deutsche Bühne« handelt, hoffen wir, daß der Stadtrat mit der Projektierung eines neuen Stadttheaters nun energisch vorwärts mache. Ein neues Stadttheater bietet die beste Chance, den sehnlichsten Wunsch der Zürcher nach einem monumentalen künstlerischen öffentlichen Bau zu realisieren. So schließen wir unsere Betrachtung mit der Verstärkung der Forderung nach dem Stadttheaterneubau. Die künstlerische monumentale Erfüllung dieses monumentalen Postulates wird mithelfen, »aus Zürchern Zürcher zu machen« – wie es euch gefällt! Hans Ott

Emil Staiger

Theater und Universität

Dieser Vortrag wurde von Professor Dr. Emil Staiger, Ordinarius für deutsche Literaturgeschichte der Universität Zürich an einer Pressiskonferenz des schweizerischen Bühnenverbandes in Olten gesprochen. Wir lassen den Text gekürzt folgen.

Die Universität ist nicht dazu da, Antwort zu geben auf die Frage: »Was soll ich tun, daß ich selig werde?« Sie hat auch nicht den Zweck, den Bürger unmittelbar und praktisch auf einen Beruf oder auf Pflichten, die der Staat ihm auferlegt, vorzubereiten. Ihr höheres und vielleicht zugleich bescheidenes Bildungsziel besteht darin, die ganze Weite dessen, was der Mensch vermag und ist, zu erschließen, damit es dem einzelnen möglich sei, in voller Kompetenz zu wählen, sich für sein Eigenstes zu entscheiden und das, was er als das Seine erkennt, im Rahmen des Allgemein-Menschlichen und im Hinblick auf das Ganze zu pflegen. Ich gebe zu, daß diese Bedeutung der Universitas litterarum oft vernachlässigt werden muß, weil die Ökonomie des modernen Lebens sich vielen allzu gebietend aufdrängt. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir sie jemals ganz vergessen würden. Und wo immer sie noch in Kraft ist, da müssen wir ein ganz seinen eigenen Intentionen überlassenes Theater als unsern Bundesgenossen betrachten, als einen Helfer, der vielleicht nicht immer imstande oder ge-

willt ist, auf seinem Feld die erwünschte Universalität zu verwirklichen, der aber bei allen Mängeln vor unseren Mittel- und Hochschulen eines voraus hat: daß er seine Gaben nicht mit mahnend erhabenem Zeigefinger und pädagogischem Nachdruck anpreist, sondern ohne unbedingte Freiheit in Anspruch nimmt und gewährt.

In den Vorkriegsjahren und während des Krieges haben sich unsere Bühnen große Verdienste um die Festigung unseres politischen Sinnes erworben.

Das entsprach den Forderungen des Tages und wurde in weiten Kreisen mit gebührender Dankbarkeit vermerkt. Doch eben weil dieses Verdienst nicht wegfällt oder doch nicht mehr so unentbehrlich ist wie noch vor einem Jahrzehnt, scheinen Zweifel über die Rolle des Theaters aufzukommen. Es sind dieselben Zweifel, denen die Hochschule, die sich nicht nur als Berufsschule auflöst, ausgesetzt ist. Zerstreuung kann sie nur die Einsicht, daß die erschütternde oder erheiternde, alle Kräfte der Phantasie belebende Darstellung des Menschenwesens in seinem Reichtum, in seiner Bedenklichkeit und seinem Glanz ihre Rechtfertigung in sich selber trägt, so wie sich auch die vorurteillose, an keinen bestimmten Zweck gebundene, in wissenschaftliche Form gefaßte Antwort auf die Frage »Was ist der Mensch?« an sich rechtfertigen muß. Es ist die hohe Schule menschenwürdiger Freizügigkeit, die unsere Bildungsanstalten vermitteln sollen, an manche Voraussetzungen des Vorunterrichtes und

leider auch an Bedingungen pekuniärer Art geknüpft ist, so steht das Theater fast jedermann offen, dem wirklich an echter Bildung

liegt. Es wäre natürlich ein Glück, wenn wir immer Aufführungen erwarten könnten, die ganz der Absicht des Dichters gemäß sind, auch dann, ja gerade dann, wenn seine Welt von der unsrigen weit entfernt ist und zunächst Befremden auslöst. Denn eben in solchem Befremden kündigt sich eine weitere Unsicht an. Das Sonderbare beunruhigt; wir machen uns besser damit vertraut, und unversehens öffnen sich Tore zu bisher unbetretenen Reichen des Liebens- und Bewunderungswerten; dann kehren wir gestärkt und geträstet in unsere Wirklichkeit zurück und nehmen ihr Bedrückendes und Peinliches künftig gelassener hin, da wir Distanz gewonnen haben. Doch auch verfehlte Aufführungen haben ihren Bildungswert. Es ist mir oft genug begegnet, daß gerade solche die fruchtbarsten Diskussionen ausgelöst haben und das im Widerspruch Erkante bei vielen Studenten zu einem besonders sicheren Besitz geworden ist. Freilich kann es auch wohl geschehen, daß eine mißratene Aufführung die Freude an einem Dichter verdirbt. Das wird aber kaum sehr oft der Fall sein. Das Schlechte läßt sich unsere Jugend noch weniger mit Gewalt einreden als das zweifelloso Vollkommene. Die Hauptsache ist die

Gärung des Mostes,

aus dem ein reifer, klarer und gealt-

voller Wein entstehen soll. Für diese Gärung zu sorgen, dürfte im Blick auf das Geschlecht, das heranwächst, unserer Bühnen erste Pflicht sein. Und nach meiner persönlichen Erfahrung bin ich davon überzeugt, daß sie ihr, gewiß nicht restlos – wie wäre das möglich? – aber meist in imponierender Weise genügen.

Es scheint etwas kühn, die Aufmerksamkeit der Behörden dafür in Anspruch zu nehmen. Wie sollen sie ihre Sorge und ihr Wohlwollen einer Institution zuwenden, die ihre eigenen Wege geht und eigene Wege gehen muß, wenn sie sich selber treu sein soll, für die jedwede nicht rein künstlerische Direktive tödlich wäre? Wir leben aber in einem Staat, der sich noch heute dieser Sorge seiner Behörden auf diesen Gebieten des öffentlichen Lebens rühmen darf. Unsere Universitäten erfreuen sich, trotz manchen Konflikten, einer weitgehenden Autonomie. Der Staat stellt die Mittel bereit und läßt die Dozenten in einem weitgesteckten Rahmen darüber verfügen. Wir haben uns daran gewöhnt, wir meinen, es dürfe nicht anders sein. Und doch zeugt diese Einrichtung von einem

grandiosen Vertrauen und, was wohl noch mehr bedeutet, von einem hohen Begriff von der Würde des Menschen:

Er, der Staat, ist darum bemüht, daß seine Bürger nicht nur Werkzeug in der Hand des Staates sind. Ich weiß, daß diese Idee sich in der Wirklichkeit nicht selten trübt und minder erhebenden, dringlicheren Anforderungen weichen muß. Doch ihre Leuchtspur ist

in unserem schweizerischen Bildungswesen noch sichtbar. Und wenn wir sie bewahren wollen, dann müssen wir wünschen, daß ihr ganzer Segen auch unseren Bühnen zuteil wird. Die Hoch- und Mittelschulen können allein das Erforderliche nicht leisten. Die beste Vorlesung über Schiller ersetzt eine wohlgeplante Inszenierung der Wallenstein-Trilogie nicht. Die Einbildungskraft der Studenten und Dozenten ist nicht stark genug, um die szenische Wirklichkeit zu ersetzen. Der Übergang vom Vorgestellten zum Angesehenen ist selber wieder eine unersetzliche Lehre. Was ein Vers vermag, wie tief das Erz der deutschen Zunge dröhnt, was Adel der Gebärde sei, wo soll das unsere Jugend erfahren, wenn eine gediegene Bühne fehlt? Wo drängen sich die letzten Fragen des Schicksals ungeheurer auf als vor der Rampe im dunklen Raum? Kein Unterricht und keine Wissenschaft greift so unmittelbar ans Herz, regt so den ganzen Menschen auf. Drum reden wir dem Theater das Wort, nicht der Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet, das wäre zu eng und ginge am Wesentlichen vorbei; aber dem Theater, in dem uns das Welttheater vorgespielt wird, das der Gereifte nicht entbehren mag und das auf den werdenden eine magische Anziehungskraft ausübt als Antizipation des Lebens.

21/Redaktion: Hans Ott, Zürich
Photos: W. E. Baur, W. Dräyer, Guggenbühl, Schauspielhaus Zürich
Verlag: Cicerone-Verlag Zürich
Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich